

Nr. 93 Bydgoszcz, 23. April Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(8. Fortsetzung.) ——

Ihre Schönheit allein war es jedoch nicht, die ihrer Erscheinung das Bezwingende und Bezaubernde verlieh — in einem Lande, das reich gesegnet war mit edel gewachsenen, schönen Mädchen —, sondern es war der ungemein harmonische Zusammenfluß von Schönheit, beseelter Grazie, gelassenem Stolz und stiller Überlegenheit, die, unlösbar miteinander vereint, ihre Persönlichkeit formten. Man konnte, wenn man zu schwärmerischen Betrachtungen neigte, sich sehr wohl der Vorstellung hingeben, daß Madeleine Rado ein Wesen höherer Gattung sein müßte, denn sie schien in keinem Punkte Gemeinsames mit anderen Frauen aufzuweisen.

Das Seltsame war, daß — wie immer, wenn von Menschen eine starke Wirkung ausgeht — sie selbst sich keineswegs dessen bewußt war, und niemals kam es ihr in den Sinn, nach üblicher Frauenart, sich in Szene zu setzen, um diese oder jene Wirkung zu erzielen. Alles was sie tat, geschah sicher und mit einer fast nachlässigen Selbstverständlichkeit, und dennoch war jede ihrer Gesten, jeder Zug in ihrem Gesicht, geweiht von dem Atem ihrer Persönlichkeit.

Freilich, wer, wie so manche in dieser Stadt, zu weniger bejahender Betrachtung hinneigte, vermochte ihr Kälte, Hochmut und eine gewisse Starrheit vorzuwerfen, die sie fremdartig, undurchdringlich und abseitig erscheinen ließen. Und gerade wegen dieser beherrschten und anscheinend unerschütterlichen Gefühlskälte, die man deutlich wahrzunehmen vermeinte, erschien die Affäre mit Golowin, die niemals vergessen wurde, in unerklärliches, geheimnisvolles Dunkel gehüllt: denn Madeleine Rado sich als Spielball einer rasenden Leidenschaft vorzustellen, war undenkbar und absurd.

Und in diesem Punkte versagte auch, trotz aller Bereitschaft zu seelischer Einfühlung, Kablinskis unermüdlich grübelnder Geist. Heute ebenso wie vor drei Jahren fühlte er sich hilflos außerstande, in die letzten Kammern von Madeleines Herzen einzudringen. Dies, im Verein mit seiner ewig zwischen Leidenschaft und kalter Skepsis schwankenden Natur, hatte ihn, ohne daß er sich darüber noch recht klar werden konnte, in einen Zustand gesteigerter Gefühle getrieben, in dem qualvolle Zweifel, tiefste Entmutigung und grauenvolle, tötende Leere mit jäh aufwallender, wilder, rauschender Glückseligkeit in stetem, wechselvollen Spiele standen und solcherart zu keinem Ziel, zu keinem festen Punkt, zu keinem inneren und äußeren Frieden gelangen konnten.

Madeleine, tief vertraut mit den geheimsten seiner Regungen, war sich zu ihrem eigenen Erstaunen und Befremden über die beträchtliche Macht, die sie über ihn auszuüben vermochte, durchaus im klaren, aber alles in ihr sträubte sich dagegen, von dieser Macht einen Gebrauch zu machen. Zwar war es ihr innigster Wunsch, ihn von all dem, was — wie sie wußte — ihn ohne Unterlaß qualvoll beschäftigte, zu befreien, jedoch vermochte sie es nicht über sich zu bringen, zu jenen taktischen Mitteln Zuflucht zu nehmen, die sie, dank ihrer Gewalt über seine Gefühle, nach freiem Belieben hätte anwenden können.

Und nun, da sie im Spiegel zwar sein von Mißtrauen und Zweifel erfülltes Gesicht gewahrte, im übrigen aber keine Vorstellung davon haben konnte, welche Gedanken ihn in diesem Augenblick erfüllten, selbst auch in einer Stimmung friedfertiger Heiterkeit sich befand, schwieg sie, eine seiner schnellen, vorübergehenden und im Grunde zumeist gegenstandslosen Launen voraussetzend, gegen die ihr als beste Waffe immer noch Schweigen erschienen war.

Er aber fuhr fort: „Ich habe lange darüber nachgedacht, warum du gestern gesagt hast, das Leben sei eine Kette von Unzulänglichkeiten. Es ist mir jedoch nicht klar geworden, in welche Beziehung du einen solchen Gedanken zu dir und zu deinem Leben bringen willst.“

„In gar keine Beziehung“, sagte sie ohne zu überlegen, so, als hätte sie diese Antwort in Bereitschaft gehabt oder als wäre es eine geübte Gewohnheit geworden, solche und ähnliche Fragen geläufig und ohne Aufhebens zu erledigen. „Ich hätte ebenso sagen können: Das Leben ist ein Karussell. Oder: Heute rot, morgen tot. Sinnlose Phrasen, über die du dir weiß Gott keine Gedanken machen solltest, denn es stecken keine dahinter. Du sollst mich nicht immer für so gescheit halten, daß jedes Wort, das ich spreche, eine versteckte Bedeutung haben muß.“

„Nein“, sagte er, „das wäre ja schrecklich. Der Sinn deiner Worte ist auch an sich nicht wesentlich, sondern wesentlich ist die Grundstimmung, das unwillkürliche, unbewußte seelische Verhalten, das in derartigen, anscheinend sinnlosen Worten dennoch einen deutlichen, wenn auch vielleicht ungewollten Ausdruck findet.“

„O Himmel“, sagte Madeleine und blickte auf die alte Dienerin herab, „Feliza, hast du verstanden, was der Herr Doktor soeben gesagt hat?“

Ohne sich zu rühren und ihre bedächtige Arbeit zu unterbrechen, sagte die Alte vor sich hin, als spräche sie zu sich selbst: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“

„Haargenau“, versetzte Kablinski, ein wenig verblüfft. „Jedenfalls kürzer und besser ausgedrückt.“

„Oh, Feliza ist weise“, sagte Madeleine und legte ihre Hand auf das silberne, eng an den Kopf gebürstete Haar der Alten, deren Gesicht sich jetzt, trotz des liebevollen Lobes, mit Kummer überzog.

„Ein glückliches Herz“, sagte Kablinski, „kennt keine finsteren und zweifelnden Gedanken. Es fühlt nur Vollkommenes und keine Unzulänglichkeiten. Warum sagst du immer nur Dinge, die Einschränkungen sind, Verzicht, Entsagung? Warum sagst du nie, daß die Welt schön ist, daß es herrlich ist zu leben?“

Er sah sie gespannt an, so, als wäre die Antwort, die er erwartete, von endgültig entscheidender Bedeutung.

„Liebling", sagte Madeleine, „die Welt ist weder so besonders schön, noch ist es immer herrlich, zu leben. Manchmal ist es herrlich, aber nicht immer. Das sind", fügte sie schnell hinzu, „natürlich ganz allgemeine Gedanken, sie beziehen sich nicht auf dich und mich."

Er sprang auf und begann auf dem Teppich auf und nieder zu laufen.

„Interessiert mich doch gar nicht!" rief er mit wachsender Erregung, „was kümmern mich allgemeine Betrachtungen über Welt und Leben! Begreifst du nicht, daß mich nur und ausschließlich gerade jene Gefühle und Gedanken interessieren, die sich mit dir und mir beschäftigen? Was kümmert mich alles andere? Ich will wissen, ob du glücklich bist! Warum weichst du immer wieder, immer wieder dieser Frage aus? Das macht mich rasend, weil es unehrlich und verlogen auf mich wirken muß, gerade, als müßtest du mit mir nur vorliebnehmen, als wäre ich nur ein Surrogat, ein unzulänglicher Ersatz für etwas, das dir nicht erreichbar ist. Wenn du nicht glücklich bist, dann habe den Mut, es offen zu sagen, denn dann, Madeleine, dann vermag ich dich nicht glücklich zu machen, dann hat ja überhaupt nichts mehr einen Sinn, dann ist alles hoffnungslos."

Madeleine, ein wenig besorgt, versuchte, im Spiegel den Ausdruck seines Gesichts zu erhaschen, allein Kablinski, da er im Zimmer auf und nieder lief, kam nicht in den Bereich ihres Blickes.

Und in diesem Augenblick hob Feliza ihr Gesicht zu Madeleine auf und an ihren Augen hingen schwere, zitternde Tränen.

Madeleines Miene verfinsterte sich, und im Nu war die angenehme, heitere Ruhe, die sie erfüllt hatte, verflogen und zerflattert.

„Was willst du eigentlich", sagte sie mit müder Traurigkeit, „wirst du nie aufhören, mich mit deinen bohrenden Fragen immer wieder zu jagen und zu hetzen, soll ich nie zur Ruhe kommen, wirst du niemals aufhören, meine Gefühle zu analysieren und zu zerfasern? Merkst du denn nicht, daß du in dieser Art dich immer im Kreise bewegst und niemals zu einer klaren Einsicht kommen kannst?"

„Ich", rief er und seine Hände flatterten wie wilde Vögel durch die Luft, „ich will wissen, ob du glücklich bist! Ich kann es nie, nie erfahren, weil du alles, was du sprichst, verschleierst, weil du nie klar und durchsichtig bist, weil immer ein Rest von Zweifel zurückbleibt, der mich quält und unsicher macht und meine Gedanken verwirrt! Wenn du zu ehrlich bist, um gegen deine Überzeugung zu sagen, daß du glücklich bist, dann sei schon ganz ehrlich und sag die volle Wahrheit!"

„Was willst du denn hören?" rief sie gereizt. „Daß ich unglücklich bin und dich nicht liebe?"

„Nein!" schrie er, „ich will wissen, ob du glücklich bist!"

„Ich habe keine Glücksansprüche", sagte sie kalt.

Mit drei schnellen Schritten trat er hinter sie.

Immer mehr zitterten die Hände der alten Feliza, starr und mit schwimmenden Augen blickte sie auf die bebende Nadel in ihrer Hand.

„Dann will ich dir etwas sagen", sagte Kablinski und neigte sich soweit vor, daß Madeleine seinen heißen Atem über ihre nackte Schulter streichen fühlte, „wenn du keine Glücksansprüche hast, dann halte ich es für verfehlt, daß du mich heiratest. Man geht keine Ehe ein, so wie man etwa einen Mietvertrag unterschreibt und sich vielleicht ein neues Auto kauft!" Und plötzlich schrie er: „Entweder du liebst mich oder du liebst mich nicht! Das ist der Kern!"

Madeleine antwortete nicht sofort. Sie stand regungslos, mit ein wenig vorgeschobener Unterlippe, und blickte über den Spiegel hinweg, aufwärts, zur Decke empor.

„Natürlich liebe ich dich", sagte sie langsam.

Seine Arme fielen wie leblos herab.

„So nicht, Madeleine", sagte er schwer und müde, „so ist es falsch. Das sind nur Worte — Worte! Liebe muß man fühlen, sie muß aus hundert winzigen, unaussprechlichen Dingen strahlen, sie muß einen durchdringen, sie muß einfach da sein. Das spürt man. Du aber sagst: Ich liebe dich, so wie man sagt: Es regnet vom Himmel — dürre, nichtige Worte, von keinem Gefühl getragen. Ich weiß, deine Absicht ist gut. Aber du machst damit alles nur schlimmer!"

Jetzt erhob sich die alte Feliza, wobei sie, leise ächzend, die Hände auf ihre Knie stützte.

Und als sie in ihrer weißen, steif gestärkten, knisternden Schürze an Kablinski vorbei ins Zimmer treten wollte, da erblickte er ihr tränenübergossenes, unglückliches Gesicht.

Eine unerklärliche, blinde Wut ergriff ihn. „Warum heulst du?" schrie er sie an.

Sie fuhr zurück und, einem Kinde gleich, fiel sie in lautes, herzzerreißendes Schluchzen.

Madeleine drehte sich um und stand vor ihm.

„Laß sie", sagte sie und wandte sich zu der Alten: „Geh, Feliza. Und weine nicht, dazu liegt kein Grund vor. Sieh lieber zu, daß die fremden Küchenmädchen kein Silber einstecken. Du weißt, man darf sie nicht aus den Augen lassen."

„Ja, Schätzchen", antwortete die Alte ergeben und wischte sich mit dem Handrücken über die tränenfeuchten, eingefallenen Wangen. Und dann, während ihr Blick schon an Kablinski vorbeiglitt, drehte sie sich langsam herum und schlurfte aus dem Zimmer.

„Alte Hexe", sagte Kablinski verdrossen, den Blick immer noch nach der Tür gerichtet.

„Du bist eifersüchtig", sagte Madeleine mit einem kleinen Lächeln, „sogar auf Feliza."

„Ja", sagte er, „weil sie alles weiß, weil sie mehr weiß, als ich. Warum heult sie?"

„Weil du mich anschreist."

„Nein. Sie heult, weil sie weiß, daß du mich nicht liebst, daß du nicht glücklich wirst als meine Frau Nur darum."

Madeleine trat jetzt ganz dicht an ihn heran.

Sie war genau so groß wie er, doch ihre Schultern waren ein wenig höher, und so wirkte sie größer.

Sie senkte ihre schweren, dicht bewimperten Augenlider und sah auf seinen breiten, stark geschwungenen Mund.

„Höre", sagte sie, und ihre Stimme war ganz dunkel und ernst. „Du bist ein ausgezeichneter Logiker und sehr behende im Ziehen von Schlüssen, wenn es sich darum handelt, mit allen Kniffen und Winkelzügen nachzuweisen, daß ich dich nicht liebe. Im tiefsten Innern glaubst du es natürlich nicht, sonst hättest du mich längst verlassen. Aber du quälst dich und mich dennoch immer wieder mit diesen schrecklichen, aufreibenden, nutzlosen Dingen — wozu? Willst du eine Reaktion dadurch hervorlocken, soll ich immer wieder zu einem Gegenbeweis aufgestachelt werden? Dieser Weg, glaube mir, ist nicht der richtige. Meine Gefühle zu dir sind da, sind echt und unabänderlich, nur" — sie legte den Kopf auf die Seite und blickte nachdenklich, versonnen auf einen Punkt auf dem Teppich — „unsere Naturen stimmen nicht in allem überein, unsere Temperamente sind verschieden, und daran ist weder etwas zu ändern, noch ist es des einen oder des andern Schuld. Und du hast kein Recht, an meiner Liebe zu zweifeln, nur darum, weil du anders beschaffen bist als ich."

Er griff schnell und fahrig nach ihren kühlen glatten Schultern, umklammerte sie, als wollte er etwas in ihr wachrütteln, das, ihm ewig unzugänglich, in ihrem Innern verschlossen ruhte.

„Ich weiß, Madeleine", sagte er gehetzt, „du bist anders als ich, du liebst anders, das weiß ich, das ist es auch nicht, was mich immer wieder in diese gräßlichen Abgründe wirft. Sondern es ist der Gedanke, die geheime Ahnung, verstehst du, daß deine Natur, wie sie sich zeigt und wie wir sie kennen, nicht die wahre ist. „Madeleine", rief er und sie fühlte seine langen nervösen Finger auf ihrer Haut beben, „es hat einen Mann gegeben, den hast du anders geliebt als mich, ich weiß es, du warst besessen, du warst verrückt nach ihm — unterbrich mich nicht —, du hast ihn geliebt mit aller Leidenschaft, mit aller rückhaltlosen Hingabe, deren eine Frau nur fähig ist. Es ist längst vergessen und erledigt, aber — so muß ich mich fragen — hat sich nicht gerade damals deine wahre Natur gezeigt? Stimmt es denn wahrhaftig, daß du anders bist als ich? Empfindest du vielmehr nicht genau so, wenn — ja, wenn es nur der Mann ist, den du wirklich liebst? Nur wo es sich um meine Person handelt, Madeleine, bist du kühl und

wohltemperiert, zwar durchaus freundschaftlich, aber die hinreißende, brausende Liebe, die über alles hinwegfegt — Madeleine, ich beschwöre dich, sei ehrlich in diesem Augenblick und sprich ohne Rückhalt —, eine solche Liebe hast du nie für mich empfunden. Es wäre gräßlich, Madeleine, wenn du aus Mitleid oder aus freundschaftlicher Zuneigung mich darüber im Zweifel ließest! Ich will und muß die reine Wahrheit wissen — wie sie auch sei!"

(Fortsetzung folgt.)

Rätsel um Shakespeare.

(Zu seinem 375. Geburtstag am 23. April 1939.)

Von Professor Dr. Rudolf Münch.

Das Genie ist stets ein Wunder. Ein ungeheurer Berg, ragt William Shakespeare weit über die Hügellandschaft der zeitgenössischen Dichterwelt empor, ans Firmament der Sterne rührend, unbegreiflich dem Beschauer aus dem dunklen Tal menschlicher Durchschnittlichkeit.

Nicht dem Unerforschlichen des geheimnisvollen Urgrundes aller Genialität wollen wir uns hier zu nähern suchen. Es bleiben der Rätsel im einzelnen genug, die der Lösung zugänglicher sind. Sie haben nicht aufgehört, alle zu beschäftigen, die sich der einzigartigen Erscheinung des Dichters zugewandt.

Schon das äußere Leben von der nur mit Zuhilfenahme des Tauftages zu berechnenden Geburt (vermutlich am 23. April alten, 5. Mai neuen Stils 1564) bis zu dem auf denselben Kalendertag fallenden Tod des im Geburtsstädtchen Stratford eine freiwillige Muße Genießenden (1616) bietet des Unerwarteten die Fülle. Es verläuft in erstaunlichen Gegensätzen.

Verwunderlich ist vorab, daß wir nur so blutwenig Sicheres darüber wissen. Fast sagenhaft dunkel, zum mindesten legendär anekdotenhaft ist es uns meist erst aus später Überlieferung überkommen. Wie kommt es nun, daß aus dem reichen täglichen Leben des ungemein fleißigen und schreiblustigen Dichters (er verfaßte binnen rund 20 Jahren 36 Dramen in überwiegend rhythmischer Form), kein Manuskript, nicht eine Zeile über sein eigenes Leben, kein Privatbrief, sondern nur 5 doppelt kostbare Unterschriften (unter Urkunden) auf uns gekommen? Hat Susanne, die als geizig verschriene Tochter, Frau des Arztes Dr. Hall in Stratford, als sie Vater und Gatten beerbte, wirklich alles Handschriftliche aus beider Besitz als Makulatur verkauft, oder fiel dieser kostbarste Besitz, für den heute amerikanische Millionen zur Verfügung stehen würden, der Aufräumewut der Hausfrau zum Opfer? In London verzehrten vielleicht die Feuersbrünste das in des Dichters Theater und Wohnhause Aufbewahrte.

Statt biographischer Dokumente häufen sich nun die Vermutungen über den Zusammenhang der wenigen mit Sicherheit erschlossenen Lebensschicksale, die in die so bewegte und bewegliche Elisabethzeit eingebettet waren.

Ein großes Rätsel gibt uns die Frage, nach seiner Schulbildung zu raten. Hier liegt die Wurzel zu jenem heftigsten literaturgeschichtlichen Streit (Bacon-Theorie), von der noch die Rede sein muß. Kann ein Mann, der in der Blüte seines literarischen Schaffens sich so ausgiebig auf fremdsprachliche Quellen stützte, der eine gewaltige Belesenheit, eine tiefe Einfühlungsfähigkeit in den Geist und die Philosophie des hochgebildeten Zeitalters bewies, dies alles von dem kleinen, einklassigen Provinzgymnasium „mitbekommen" haben, in einem Landstädtchen ohne Bibliotheken, während der kurzen Schulzeit, nur vom 7. bis 14. Lebensjahr.

Und noch dazu, da ihn nun das Leben gründlich zu schütteln begann. Der einst wohlhabende und angesehene Vater, Landwirt und Hausbesitzer, Produktenhändler und Metzgereibesitzer, verarmte bis zur Verschuldung. Der Junge mußte der Überlieferung nach früh verdienen helfen, im väterlichen Geschäft als Schlachter (wobei er seine Taten mit großen Reden begleitet haben soll) — in der Umgegend als Schulmeister! Dann spielte ihm Cupido einen Streich, der ihn leicht aus der künstlerischen Lebensbahn hätte werfen können. Achtzehnjährig war er zu schleuniger Ehe mit der 8 Jahre älteren Tochter eines Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft gezwungen, die ihn 6 Monate nach der Hochzeit zum Vater machte, was allerdings nach damaliger Auffassung keine Schande war. Immerhin belastete ihn allzu früh und ausgerechnet zur Zeit des Niedergangs des väterlichen Geschäfts eine Ehe, der bald noch ein Zwillingspaar entspringen sollte. Um ihm aber den Kopf vollends warmzumachen, wurde der junge Vater nach einer immerhin wahrscheinlich gemachten Überlieferung eines Wilddiebstahls überführt. Genug, um einem schwächeren Geist die Schwingen zu lähmen.

Und nun die bekannte „Flucht nach London" und der Eintritt in eine Schauspielertruppe — an sich nichts Wunderbares, aber doch wunderbar in den Auswirkungen: rascher Aufstieg und Erfolg, dabei auch reicher materieller Gewinn, den der berühmt Gewordene keineswegs verachtete. Und wieder etwas Unerwartetes: Fern von den Seinen, im fröhlichen Kreise ausgelassener Künstlerfreunde, von Berufspflichten erfüllt, von hohen Plänen und tiefsten Gedanken bewegt, bewahrt er der Familie und der Heimat eine erstaunlich zähe Treue, beweist er alle Eigenschaften eines sorglichen Hausvaters, ja, eines guten Geschäftsmannes. Er legt, wie einst der Vater, sein Geld daheim in Grund- und Hausbesitz an, führt manche beschwerliche Geschäftsreise durch, hält zu den alten Freunden wie zu den neuen. Wer ihn so sieht, traut dem eifrigen Geldmanne gewiß auf ideal-künstlerischem Gebiete nicht mehr zu als einst dem mit der „mittleren Reife" in harte Lehrlingszeit und härtere Lebensschule Entlassenen.

Aber er gibt uns noch mehr zu raten. Auf der Höhe seines Ruhmes, im noch schaffensfähigen Alter von kaum 50 Jahren, legt er die Feder für immer aus der Hand, tut die Maske ab und folgt dem Zuge seines Herzens in das alte „Dorf" mit „Hammelgasse und Rindermarkt" (Brandl). Hier geht er als braver Familienvater in der Fürsorge für die Gesamtverwandschaft auf, verwaltet klug den verzweigten Besitz, freut sich im neuen stattlichen Hause und in dem großen selbstgepflegten Garten der Behaglichkeit und Eintrāchtigkeit seines engeren und weiteren Kreises und pflegt fröhlichen Verkehr mit Freunden und Kollegen: Fast scheint es, daß der himmelstürmende Dichter und Idealist, der „Erschütterer der Bühne", wie ihn ein Zeitgenosse nannte, zum satten Bürger geworden. So sagen die einen. Andere wollen entgegen dieser allzu philisterhaften Ansicht schließen, daß er als „egozentrischer Neuropath" früh von Leben und Leidenschaft verzehrt, durch Krankheit zum Ausruhen gezwungen gewesen sei. Sein Verhältnis zu der „dunklen Dame" der Sonette, Mary Fitton, habe ihn die zwölf letzten Jahre des Londoner Aufenthalts in „Hörigkeit und Abhängigkeit" gehalten, bis er an ihrer Untreue zusammengebrochen sei. Und so sei es wieder eine Flucht gewesen, die ihn in die Arme der rechtmäßigen Frau zurücktrieb — nun aber als gebrochener Mann, der im Zwiespalt starker Vorzüge und großer Schwächen an der „ungeheuren Tragik seines Künstlerlebens" zugrunde gegangen.

Zehn Wochen vor seinem nach einer anderen Überlieferung den Folgen einer fröhlichen Zecherei zugeschriebenen Ende machte er dann jenes merkwürdige, kurz darauf noch einmal abgeänderte Testament, dem wir auch seinen Namenszug verdanken. Er bedenkt sorgsam alle ihm Nahestehenden, — auch die eigene Frau, mit der er trotz lebenslänglicher Trennung, trotz hauptstädtischer Liebeshändel, trotz fühlbaren Alters- und Bildungsunterschiedes noch in so rätselhaft gutem Verhältnis gelebt, daß die Überlebende später an seiner Seite bestattet zu werden wünschte.

Nicht im Pantheon des englischen Volkes, im Poets' Corner der Westminster-Abtei, ist sein größter Geisteskeros bestattet, sondern in der bescheidenen Kirche seines Geburts- und Sterbeortes. Außerhalb Stratford scheint sein Ende lange unbekannt geblieben. Kein Zeitgenosse erwähnt seinen Tod. Unbemerkt ist er aus dem Leben gegangen, vielleicht gerade, weil er um so viel größer als alle anderen war. So ist er, der die ganze Welt umspannte, im engsten Bezirk der Heimat geblieben, wo ihn bis heute ausdrücklicher Wunsch und die auf der Gedenkplatte ausgesprochene Drohung vor gut gemeinter Umbettung wie neugieriger Ausgrabung geschützt hat. Da diese nicht möglich war, tauchte noch jüngst der durch Einspruch verhinderte Gedanke auf, in der Gruft eines großen Zeitgenossen (Spensers) nach Forschungsmaterial über ihn zu suchen, da dieser allerlei dergleichen mit ins Grab genommen.

Ist schon dies Leben auf tiefer Gegensätzlichkeit aufgebaut, so zeigt sich das gleiche Strukturgesetz in seiner Dich-

tung. Liebliches und Inniges, wie in den Liebesszenen (Romeo) und Naturschilderungen (Sommernachtstraum), steht neben Schauerlichem, Grausigem und Grausamem (Lear, Macbeth, Richard III.), zarteste echte Romantik neben unerbittlicher Realistik, höfische Kultur und vornehme Sitte (Kaufmann) neben Rüpelhaftigkeit und Derbheit (Falstaff), Heroisches neben Alltäglichem, Heiteres (Komödien) neben Schwermütigem und Pessimistischem (Hamlet). Satirisches findet sich neben Versöhnlichem, Nachgeahmtes neben dem Eigenen, Geschichtliches (Historien) neben Aktuellem, sehr Lebensnahes neben dem Weltfernen, Unsterblichen. So ist Shakespeare auch gleicherweise echt englisch, nordisch-germanisch und universal kosmopolitisch, zeitgebunden und überzeitlich, echt volkstümlich, und doch auch antik gelehrt.

Als typischer Engländer trägt er freilich zwei Seelen in seiner Brust. Die eine ist bestimmt durch die niedersächsisch-friesische Herkunft seines Volksstammes, der als „grob materiell, auf Geld und Reichtum pochend, den Freuden des Tisches und Bechers ergeben, nüchtern konservativ, energisch und zäh", und doch auch „beschaulich, zart und innig" geschildert wird (Dibelius). Die andere ist die Berserkernatur der einst in England eingefallenen Wikinger, die mit ihrem egoistisch-brutalem Kampftriebe dem Volk erst die ausgesprochen willensmäßigen und politischen Anlagen aufpfropften. Das „Zerspaltene" in solchen Naturen wird dann noch erklärlicher, wenn sie als Menschen und Künstler dem psychologischen Typ der Schizothymen angehören, dem der bekannte Verfasser der „Genialen Menschen" (Kretschmer) unseren Dichter zuteilt. Die Umwelteinflüsse des unruhigen Lebens, die dichterische Entwicklung und, wer kann wissen, welche inneren Erlebnisse ließen ihn zudem in wechselnder Folge die verschiedensten „Perioden" durchmachen, um deren Aufhellung und Datierung sich die Literaturgeschichte verdient gemacht hat. (Falstaff-Periode, Hamlet-Periode, Lear-Periode usw.). Beweis genug, um die Möglichkeit von Widersprüchen und Gegensätzen aller Art in der Brust eines und desselben Menschen — und Dichters! zu behaupten.

In gebundener rassisch-völkischer Gestalt höchstes Menschentum zu entfalten, das ist das neu entdeckte Lebensgesetz, die neue „Entelechie" des Einzelnen wie des ganzen Volkes. Wenige haben diese Aufgabe so erfüllt wie Shakespeare. Der heroische Ausdruck der im Einzelmenschen eingeschmolzenen völkischen Willenskräfte ist ihm gelungen wie keinem anderen. Daher ist auch sein Drama „im tiefsten Sinne politisch, weil es in den Fragen seines Volkes und seiner Zeit wurzelt" (Hübner).

Und das ist es, was ihn uns Heutigen wieder so verwandt und artgebunden erscheinen läßt, ihn uns so zu eigen macht, — gerade weil er so rätselhaft, so unabgeschlossen, so uneinheitlich und ungestüm, kurzum, so nordisch-germanisch ist.

Der Bestohlene belohnt den Dieb.

Eine Groteske, die 50 000 Dollar wert war.

Von Alexander von Rees.

Ein seltsamer Prozeß wurde unlängst vor einem Newyorker Gericht aufgerollt. Der Tatbestand ist so klar und doch so verworren, daß ich ihn von Anfang an erzählen will.

Im Bankhaus X. lebte ein schlechtbezahlter Angestellter. Manchmal wurde er zu Botendiensten verwandt. Kurze Zeit amtierte er als Hilfskassierer. Der junge Mann war wegen seines bescheidenen Lebenswandels bekannt und wurde von seinen Kameraden deswegen ständig gehänselt.

An einem Sonnabend hob die Polizei in später Stunde eine berüchtigte Nachtkneipe aus. Es war gerade eine Keilerei im Gange, deren Mittelpunkt jener Angestellte war. Da er keine Ausweise bei sich hatte, wurde er verhaftet, und während dieser Verhaftung durchsuchte die Polizei sein möbliertes Zimmer. Sie fand hierbei zwischen die Seiten eines Kriminalromans versteckt 50 000 Dollar in neuen Banknoten. Über den Erwerb dieses Geldes konnte der junge Mann nur ungenaue Angaben machen. Er behauptete, das Geld von seinem Vater geerbt zu haben. Nachforschungen ergaben aber, daß der Vater im Armenhause gestorben war. Die Polizei fragte daraufhin bei der Bank an, ob vielleicht der Betrag dort unterschlagen sei. Die Bank erklärte, in ihrem Hause wäre noch nie eine Unterschlagung vorgekommen.

Trotzdem erhob der Staatsanwalt die Anklage. Der Angestellte verteidigte sich außerordentlich ungeschickt, verwickelte sich ständig in Widersprüche. Der Vertreter der Bank erklärte, daß die Kassenbestände durchaus stimmten.

Der junge Mann wurde freigesprochen, man zahlte ihm 50 000 Dollar auf den Tisch und legte ihm eine Quittung vor, damit er den Empfang bescheinige. Er weigerte sich zunächst hartnäckig, das Geld anzunehmen. Erst als man ihm erklärte, das Urteil sei rechtskräftig, das Geld gehöre ihm, steckte er mit strahlendem Lächeln sein Vermögen in die Tasche. Auf die Bank ging er allerdings nicht zurück, denn sie hatte ihm die Stellung gekündigt.

Für den Kriminalpsychologen taucht natürlich die Frage auf: Woher kam das Geld? Die Antwort ist leicht zu finden: von der Bank. Das Geld war selbstverständlich unterschlagen; doch die Bank schwur tausend Eide, bei ihr wäre derartiges noch nie vorgekommen. Das Unternehmen wollte sein Ansehen hochhalten. Eine Newyorker Bank wirft eben lieber, gerade in der Krisenzeit 50 000 Dollar zum Fenster hinaus, als daß sie durch eine bei ihr vorgekommene Unterschlagung das Vertrauen des Publikums auf die Probe stellt. Ein teuer erkauftes Vertrauen! Aber das amerikanische Publikum sagt sich eben, wenn es auch die Schwüre der Bank nicht glaubt: Eine Bank, die 50 000 Dollar zu verschenken hat, obendrein an einen diebischen Angestellten, muß sehr reich und gut fundiert sein, um sich solchen Luxus leisten zu können.

 **Lustige Ecke** 

Die Antwort.

„Und nun sag mal, Gustav, wenn du fünf Groschen in der Tasche hast und drei davon verlierst, na Gustav — was hast du dann in deiner Tasche?"

„Ein Loch, Herr Lehrer!"

Abgewinkter Wink mit dem Zaunpfahl.

Wenn es dem Mai entgegengeht . . .

„Siehst du, Albert, sogar jeder kleinste, kümmerlichste Baum bekommt im Frühjahr sein neues Kleid!"

„Aber gewiß doch, Frauchen, gewiß doch; er macht es sich aber auch selbst . . ."



Millionär im Sturm: „Johann, neuen Hut!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.